

Wolfgang Sohst

Momo-Vortrag am 4. Oktober 2009 (Berlin)

Über das allmähliche Werden der Dinge aus reiner Indifferenz.

Grundlegung einer Prozessontologie

Die Ontologie als eine der ältesten Disziplinen der Philosophie ist im engeren Sinne weniger Wissenschaft, als vielmehr eine Gegend des Denkens, ein Bezirk geistiger Tätigkeit oder vielleicht auch nur eine etwas seltsame Art und Weise der Beschäftigung mit der Welt. Sie ist an Abstraktheit schwer zu überbieten. Darin liegt einerseits ihre Chance zum Aufspannen eines Rahmens, innerhalb dessen sich Weltverstehen überhaupt entfalten kann und andererseits das große Risiko der weiteren Verwirrung dort, wo ohnehin schon vieles unklar ist.

So undurchführbar, ja von vornherein sinnlos und im konkreten Falle lächerlich jedes Unternehmen zur Formulierung einer ontologischen Theorie vor allem im 20. Jahrhundert häufig gescholten wurde, kommen wir doch nicht ohne sie aus. Wer auf die explizite Frage nach der Ontologie hinter seinen allgemeinen Anschauungen von der Welt nicht antworten will oder kann, muss *dennoch* irgendwelchen ontologischen Grundannahmen nahe stehen, sonst könnte er gar nicht reden. Der Gebrauch von Sprache an sich selbst setzt bereits ontologische Überzeugungen voraus. Wer von der Farbe eines Gegenstandes oder ‚dem Wetter‘ redet, wer beliebige Gegenstände oder Vorgänge bezeichnet, auf die er nicht auch ohne Worte nachvollziehbar verweisen könnte, hat bereits eine Ontologie verinnerlicht, mag sie ihm bewusst sein oder nicht.

Ontologische Theorien sind in der Regel vor aller empirischen Beweisbarkeit angesiedelt, im Wesentlichen nur auf Widerspruchsfreiheit gestützt, hilfsweise mit ein paar praktischen Beispielen zur Veranschaulichung ihrer Relevanz gespickt. Sie sind über weite Strecken freie Konstruktion. Der Ontologe bedarf deshalb einiger Disziplin, um nicht in Phantasterei abzugleiten.

Zum Status ontologischer Theoreme hatte unter anderem der 1996 verstorbene Philosoph und Metaphorologe Hans Blumenberg Wesentliches beizusteuern. Ontologische Theorien kann man nämlich mit einigem Recht als metaphorische Konstrukte verstehen.¹ In seinen *Paradigmen zu einer Metaphorologie* von 1960 unterscheidet Blumenberg zwischen sog. ‚rudimentären Metaphern‘, die noch durch einen Begriff abgelöst werden können, und den ‚absoluten‘ Metaphern, auf die wir nicht verzichten können, weil und obwohl sie durch Begriffe grundsätzlich nicht ersetzbar sind. Natürlich bemüht sich ein seriöser Ontologe um eine klare Sprache. Dennoch sind die von ihm verwendeten Begriffe infolge ihrer Allgemeinheit und ihres vorempirischen Geltungsanspruchs nahe dem, was man mit Blumenberg als absolute Metapher bezeichnen kann. Blumenberg rechtfertigt solche absoluten Metaphern damit,

¹ Den Hinweis auf Hans Blumenberg verdanke ich Rüdiger Zill.

dass sie unverzichtbar seien, weil sie die Weltsicht ganzer Kulturen strukturieren und damit dem Verständnis des Menschen für sich selbst eine fundamentale, unbedingt notwendige Orientierung geben.

Infolge der anstrengenden Abstraktion einerseits und der unbedingten Notwendigkeit andererseits, sich einer Ontologie anschließen zu müssen, um überhaupt sinnvoll kommunizieren zu können, hat die Ideengeschichte nicht nur des Okzidents, sondern überhaupt aller bedeutenden Kulturen nur wenige Typen ontologischer Theorien hervorgebracht. In deren ausgefahrenen Bahnen bewegt sich das gesamte Denken der Menschen. In allen Kulturen europäischer Herkunft ist, aufbauend auf ihren griechischen Wurzeln, jener Typ dominant, den man summarisch als ‚Substanzontologie‘ bezeichnen könnte, also die Vorstellung, dass die Welt auf der untersten Strukturebene aus Dingen, ihren Eigenschaften und den Beziehungen dieser Dinge untereinander besteht, wobei noch nicht einmal klar ist, ob die Beziehungen der Dinge nicht womöglich auch zu ihren Eigenschaften gehören, so dass der allgemeinste Typus der Substanzontologien schließlich jener ist, der als Grundinventar der Welt die *Dinge* und ihre *Eigenschaften* behauptet, mehr nicht. Alternativen zu diesem Ansatz wurden seit Heraklit zwar immer wieder vorgestellt, am wirkungsmächtigsten vielleicht von Hegel. Sie haben an der ideologischen Vorherrschaft der Substanz vor dem Werden gleichwohl zu keiner Zeit zu rütteln vermocht.

Dieser Anschauung widerspricht, was ich nun vortragen werde. Zunächst fällt an jenem als ‚Substanzontologie‘ bezeichneten Theorietyp, der wie auch der meinige fundamentalontologische Geltung beansprucht, auf, dass er ganz allgemein vernachlässigt, was in der Welt *geschieht*, zugunsten dessen, was es gibt in der Welt. Es ist allerdings das Geschehen, d.h. die Veränderung der Welt und darauf aufbauend aller unserer Willensimpulse und Pläne, die uns tagtäglich mindestens genauso stark beschäftigen wie die gegebenen Dinge, die wir zu bemerken meinen. Wenn man also eine Alternative zur bestehenden Gruppe der Substanzontologien entwerfen will, sollte sie deutlich stärker berücksichtigen, dass die Welt nicht nur aus statischen Dingen und ihren Eigenschaften besteht, sondern dass auch etwas mit diesen Dingen und ihren Eigenschaften *geschieht*.

Nun kann man es leider nicht bei der achselzuckenden Bemerkung belassen: „Nun gut, dann gibt’s halt gleichberechtigt die Ereignisse und die Dinge der Welt, sei’s einerlei.“ Das funktioniert nicht. Denn eine solche Grundannahme verschenkt die Möglichkeit einer Erklärung, in welchem Verhältnis diese beiden Kategorien – Ding und Geschehen – zueinander stehen; man müsste ihr Verhältnis, sofern man es überhaupt beschreibt, am Ende gleichsam aus dem Hut zaubern, was keine vertretbare Antwort wäre. Folglich bedarf ein Gegenentwurf zum Theorietypus der Substanzontologien einer wirklichen Grundlegung in Gestalt einer fundamentalen oder axiomatischen Behauptung, was den Anfang unserer Welt betrifft.²

Die im Folgenden vorzutragende Theorie ist also keine Deutung der Welt, sondern ihre auf metaphysischen, also nicht allein logischen Axiomen aufbauende Konstruktion. Dieser Entwurf ist wiederum nicht beliebig konstruiert. Vielmehr unterwirft er sich dem Gebot der inneren Widerspruchslosigkeit,

² Der hier vorgestellte Theorieentwurf geht implizit davon aus, dass religiöse Grundlegungen keine objektiv befriedigenden Antworten auf solcherlei Fragen geben können, sondern höchsten subjektiv beruhigende.

und zumindest in seinen äußeren Gliedern will er auch an die empirische Wirklichkeit anschließen. Sein Kernbestand ist jedoch reine Metaphysik.

Ich bitte ferner vorab um Verständnis, dass die hier vorgestellte Theorie nicht unmittelbar an theoretische Vorgänger anschließt. Gerne bediente ich mich solcher Autoritäten; allein, ich fand sie nicht. Natürlich setze ich mich in dem Buch, das dazu gerade erscheint, auch ausführlich mit konkurrierenden und konvergierenden Theorieansätzen auseinander. In der Form, wie der prozessontologische Ansatz hier beschrieben wird, wurde er allerdings noch nicht einmal ansatzweise zuvor formuliert. Weder bei Heraklit oder später bei Aristoteles, noch bei Nikolaus von Kusa, noch bei Hegel oder Whitehead, und nicht einmal bei dem modernsten Vertreter prozessontologischen Denkens, dem 1938 in die USA emigrierten Philosophen Nikolaus Rescher, sind die wenigen prozessontologischen Bruchstücke, die jeder einzelne von ihnen da und dort in Anspruch nimmt, zu einer einheitlichen ontologischen Theorie verschmolzen. Am weitesten dürfte auf diesem Wege vermutlich Hegel gegangen sein. Doch seine Theorie ruht insgesamt auf so anderen, unvereinbaren Fundamenten als die meinige, dass es keinen Sinn macht, sich in der hier vorgestellten Theorie primär auf ihn zu beziehen, auch wenn seine Methodik mir in vieler Hinsicht Vorbild war.

Vielmehr sind es die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der letzten 100 Jahre, die nahe legen, nochmals und mit mehr Aussicht auf Erfolg als früher die alten Fragen erneut zu stellen und dabei schlüssiger als bisher zu beantworten. Sollten auch nur Teile oder Bruchstücke davon sich als nützlich erweisen, hätte sich die Arbeit daran aus meiner Sicht bereits gelohnt. –

Die Kern- oder Ausgangsbehauptung der hier vorgestellten Prozessontologie lautet, dass der Prozess metaphysisch früher oder grundlegender ist als das Ding, als der Gegenstand. Gegenstände sind demnach selbst prozedurale Gebilde, und zwar – in der Sprache der hier vorgestellten Theorie – gekapselte Prozesse. Gekapselte Prozesse sind relativ selbständige und relativ stabile Prozesse, also solche, die eine gewisse Beharrlichkeit gegenüber den Veränderungen ihrer Prozessumwelt aufweisen. Das beste Beispiel für einen gekapselten Prozess liefert die Mikrophysik. Physische Gegenstände bestehen bekanntlich aus Molekülen, diese wiederum aus Atomen, und diese aus subatomaren Bestandteilen, die sich ihrerseits am Ende der physikalischen Erkenntniskette als Felder bzw. reine Kräfte entpuppen. Vom festkörperlichen Ding im alltäglichen Sinne des Wortes bleibt aus dieser Perspektive nichts mehr übrig. Gleichwohl ist die Rede von festkörperlichen Gegenständen keineswegs sinnlos. Ich werde in der hier vorzutragenden Theorie ihre Existenz deshalb auch nicht leugnen. Ich werde allerdings darlegen, wieso die Behauptung ihrer Existenz nur mit Bezug auf ein jeweils bestimmte Prozessebene sinnvoll ist, auf anderen dagegen nicht. Dasselbe gilt für psychische, abstrakte und noch andere Gegenstandstypen, auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

Mit dieser Feststellung – also jener, dass von Existenz nur ebenenabhängig gesprochen werden kann – kommen wir zu einem weiteren, wichtigen Merkmal dieser Theorie. Im Gegensatz zu jenen klassischen Ontologietypen, die ich hier zusammenfassend als Substanzontologien bezeichne, taucht der Begriff des Seins in der hier vorgestellten Theorie praktisch überhaupt nicht auf. Einen prominenten

Nachfolger findet dieser Begriff allerdings in jenem der *Existenz*. Existenz und Sein unterscheiden sich, was ihre Rolle in der Prozess- bzw. Substanzontologie angeht, gleichwohl sehr stark. Jegliche Existenz ist in der Prozessontologie ein Abgeleitetes und sehr Voraussetzungsvolles, d.h. kein Erstes wie das Sein in den Substanzontologien. Stellte man die begrifflichen Parallelen von Substanz- und Prozessontologie nach dem Range ihrer Wichtigkeit in der jeweiligen Theorieklasse her, so entspräche dem erstrangigen Begriff des Seins in der klassischen Theorie am ehesten jener erstrangige des Prozesses in der hier vorgestellten neuen. Dies aber nur am Rande.

Wenn Existenz „ebenenabhängig“ ist, so fragt sich, was mit dieser Ausdrucksweise gemeint ist, und wie diese Existenzebenen zueinander stehen. Die hier vorgestellte Theorie geht davon aus, dass die Welt nicht einfach ein riesiges Prozessgefüge ist, sondern dass die Weltgeschehensstruktur sich – und sei es lediglich um des besseren Verständnisses willen – in mehrere, aufeinander aufbauende Entwicklungsstufen einteilen lässt. So gesehen handelt es sich bei der hier vorgestellten Theorie um ein Schichtenmodell, wobei ich beim Entwurf der Theorie ein besonderes Augenmerk wiederum auf den prozeduralen Zusammenhang dieser Schichten gelegt habe. Als solche Existenzebenen benenne ich in der Theorie die folgenden:

1. Axiomatische Grundlegung: Die Pandynamis
2. Primäre Identität: Von der Identität als ontologische Wechselbeziehung
3. Primitive Gegenständlichkeit: Universalbild und Einzelheit
4. Komplexe Gegenständlichkeit: Die Entstehung des Physischen
5. Lebendige Wesen: Der Aufstieg des Subjekts
6. Abstrakte Existenz: Gegenständlichkeit jenseits der Physis mit kollektiver Trägerschaft

Bevor ich hier zu Einzelheiten komme, muss ich allerdings noch etwas deutlicher den theoretischen Horizont erklären, vor dem sich diese Theorie entfaltet.

Ein wesentliches Merkmal der gesamten Theorie ist gleichzeitig eines, dass sie von aller traditionellen Ontologie unterscheidet: Dem hier entwickelten Modell zufolge ist die Entstehung und Entfaltung der Welt kein Ding und kein Prozess aus *einem* Spross, sondern aus einer fundamentalen Widersprüchlichkeit, die nicht nur bereits die Axiome an ihrem Grunde kennzeichnet, sondern sich durch den gesamten Theoriebaum bis in die letzten Äste zieht. In der physikalischen Kosmologie und der Teilchenphysik hat diese Widersprüchlichkeit der Grundfesten der Welt durchaus ihre Entsprechung, auch wenn sie dort zu den unbequemen Rätseln der Wissenschaft gehört. Dort nennt man sie „Asymmetrien“ und beschreibt eher etwas, was es aus der Sicht der Physik unbedingt hinwegzuerklären gilt.

Die Behauptung der prozeduralen Entfaltung der Welt aus einem Grundwiderspruch – den ich gleich noch näher erläutern werde – hat zur Folge, dass die gesamte, sich daran anschließende Theorie ebenfalls inspiriert und infiziert ist von jener initialen Aufstörung, die wie ein fortwährender Stachel oder Unruheherd alle weitere Entwicklung anfacht und immer weiter treibt. Tatsächlich kann eine Grundlegung der Art, wie ich sie hier skizziere, auf ein solches Theorem kaum verzichten, zumindest dann

nicht, wenn sie sich als Prozessontologie bezeichnet. Denn woher soll eigentlich das fortlaufende Passieren und Prozedieren des Weltverlaufs kommen? Was treibt die Welt im Innersten an? Warum bleibt sie nicht einfach da stehen, wo sie sich gerade befindet, alle Moleküle genau an ihrem Platz, und hört einfach auf sich zu drehen und zu entwickeln? Warum fällt sie nicht einfach, weit über Dornröschens nur hundertjährigen Schlaf hinaus, in einen Zustand ewiger Ruhe? Die Antwort auf eine solche Frage muss hoch spekulativ ausfallen, ja sie ist bildet das grundlegende Axiom der gesamten Theorie. Aller Anfang muss, der hier beschriebenen Theorie zufolge, ein Zustand reiner Potenz gewesen, also ein Zustand ohne jegliche Differenz zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, sondern absolute, reine Potenz. Doch halt: Ein infinitesimal kleines Körnchen Andersheit, ein infinitesimaler Riss in der ansonsten absoluten Homogenität dieses Anfangs muss auch schon dort bestanden haben, sonst mangelte es an jeglicher Bedingung, dass sich der Weltprozess überhaupt in Bewegung setzte. Folglich muss dies, bei genauerem Hinschauen, eine jegliche konsequente Prozessontologie fordern. Deshalb stelle ich diese Behauptung auch an den Anfang meiner eigenen Theorie. Aus jener winzigen Aufstörung bereits im Anfang aller Weltlichkeit folgt also jenes Differenzierungsfeuerwerk, jene Entwicklung, die den gesamten, weiteren Weltverlauf ausmacht.

Jenen Urzustand, der sich nur als fast gänzlich homogen beschreiben lässt, nenne ich die *Pandynamis*. Dieses Kunstwort bedeutet, ins Deutsche übersetzt, nichts anderes als ‚Allmöglichkeit‘ und bezeichnet damit jenen Zustand unmittelbar zu Beginn des Weltprozesses, als noch keinerlei Existenz, dafür aber praktisch unbeschränkte Differenzierungsmöglichkeiten ‚gegeben‘ war. Der Ausdruck ‚Gegebenheit‘ bezeichnet hier lediglich das metaphysische Postulat struktureller Anwesenheit im Sinne einer erfüllten Voraussetzung für ein Folgendes, mehr nicht.

Die Entfaltung des Weltprozesses aus einer Pandynamis heraus erfolgt aber nicht nur aufgrund einer winzigen Homogenitäts- oder Gleichgewichtsstörung. Auch der damit in Gang gesetzte Prozess selbst ist ein fortgesetzt differenter. Dieser Gedanke ermöglicht eine wesentliche Verbesserung gegenüber den alten Substanzontologien. Wir müssen und dürfen uns auf dieser neuen Grundlage nicht mehr allein auf die Entstehung und Entwicklung bzw. das Wesen von Gegenständen beschränken, sondern sollten mit gleicher ontologischer Aufmerksamkeit all jene Bereiche der Weltstruktur ins Auge fassen, die definitiv nicht gegenständlicher Art sind.

Dies beginnt schon beim Begriff des Prozesses selbst. Ein Prozess kann als einfaches Geschehen aufgefasst werden oder als Entwicklung. Der Weltprozess weist in seiner Vielgestaltigkeit offenkundig beide Aspekte auf, wobei die nicht entwicklungsgebundenen Prozessformen deutlich überwiegen. Der größte Teil des Weltprozesses ist somit ein einfaches Vor-sich-Gehen, ein Abspulen regulärer Prozesse, und nur ein kleiner Rest ist ein echtes Vorwärts-Gehen im Sinne einer Entwicklung komplexerer Existenzformen, also ein Vor-sich-Gehen dergestalt, dass dabei genuin neue Prozess- und Gegenstandsformen entstehen.

Eine weitere Differenzlinie zeichnet sich wiederum zwischen aller Gegenständlichkeit und dem, was mit diesen Gegenständen geschieht ab, und ferner, *wie* dies geschieht. Die Grundprämissen der hier vorgestellten Theorie lauten an diesem Punkte:

- a) Gegenstände sind das Ergebnis bestimmter, sich von ihrer Prozessumwelt absetzender Prozessgesamtheiten zu Aggregaten mit eigener Binnen- und Grenzstabilität. Ich bezeichne diese Absetzung als „relative Entkoppelung“ von Prozessgesamtheiten. Die Folge einer solchen Entkoppelung ist vor allem die Bildung einer ersten Einheit und Identität jener gesonderten Prozessaggregate. Diese bilden die Grundlage zur Entstehung der Gegenstände.
- b) Gegenständlichkeit zeichnet sich nicht nur durch Einheit und Identität, sondern vor allem durch Existenz aus. Die Existenz eines Gegenstandes ist somit Ausdruck seiner Beharrlichkeit gegenüber dem Fluss reiner Prozeduralität, in dem er quasi „schwimmt“ und selbst daran ständig teilhat. Der Begriff der Existenz ist durch und durch different strukturiert. Denn die eine Seite der Existenz, die relative Selbständigkeit und Beharrlichkeit des Gegenstandes, kommt nicht ohne ihren Gegensatz, nämlich die Teilhabe und aktive Beteiligung aller Gegenstände am Allprozess unseres Weltverlaufs aus. „Existenz“ bezeichnet also das gegensätzliche Zusammenspiel von Absonderung und Beteiligung des Gegenständlichen.
- c) Die Gegenständlichkeit der Welt als fortschreitendes Desiderat ehemaliger Allmöglichkeit ist ein ständiger Verwandlungsprozess von Möglichkeit in Wirklichkeit, ohne dass damit ein „Verbrauch“ auf Seiten des Möglichkeitsvorrates stattfindet. Denn der Urvorrat der Pandynamis ist noch kein quantifizierter, er ist also nicht einmal unendlich groß, sondern schlicht unbestimmt. Er ist die Unbestimmtheit an sich selbst, allerdings eine dynamische, auf Differenzierung hin drängende Unbestimmtheit.
- d) Der aus der aufgestörten Allmöglichkeit entspringende Weltprozess bringt nicht nur Strukturen der Existenz in Gestalt von Gegenständen hervor. Parallel zu jeder Form solcher gegenständlicher Existenz bringt er auch spezifische Modi ihrer Gegebenheit hervor. Diese Modi der Gegebenheit des gegenständlich Existierenden zeigt sich uns als die Dimensionalität aller Existenz. Eine wesentliche Behauptung der hier entwickelten Theorie ist es, dass die Dimensionalität der Welt selbst einer Entwicklung unterliegt, die parallel geht zur Entwicklung der Gegenständlichkeit. Oder anders gesagt: Jeder Gegenstands- oder Existenzebene des Weltprozesses entspricht ihre eigene, spezifische Dimensionalität. Diese Behauptung geht konform mit dem Erkenntnisstand der modernen Mikrophysik und auch der Theoretischen Physik. Zeit und Raum sind auf der Entwicklungsskala der Welt ein Spätes, kein Erstes, und schon gar keine Voraussetzung von Existenz. Die Ursprünge der Dimensionalität der Welt liegen genauso tief wie die Wurzeln der Gegenständlichkeit selbst. Beide entwickeln sich als unterschiedliche Strukturmerkmale des Gesamtprozesses parallel zueinander.

Aus dieser Skizze der grundlegendsten Merkmale der hier vorgestellten Prozessontologie ergeben sich nunmehr einige Weiterungen und Fragen, die man klären muss, um die Theorie konsistent zu halten. Dies betrifft zuvörderst die Frage nach dem Verhältnis von Einzelgegenstand und Allprozess.

Eine der unbequemsten Fragen an die klassischen Substanzontologien ist jene nach dem Zusammenhang des Einzelnen. Dies ist der Kern des berühmten faustischen Anliegen: „... dass ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält.“ Diese Frage ist sehr unbequem, weil sie von einem Substanzontologen, der den Einzelgegenstand zum Ausgangspunkt aller Theorie erklärt, prinzipiell nicht beantwortet werden kann. Aber auch für eine Prozessontologie des hier vorgestellten Typs ist sie keineswegs eine einfache Hürde. Wir können uns nämlich nicht damit begnügen einfach zu behaupten, auf diesem oder jenem Wege würden sich die Gegenstände als prozedurale Kapselungen von Prozesseinheiten ergeben. Damit ist nur eine Trennung des Einzelnen vom Allprozess bezeichnet, nicht aber, wie es im Verhältnis solcher Gegenstände mit dem Rest der Welt, d.h. mit anderen Gegenständen und mit dem Allprozess, weitergeht.

Ich formuliere die prozessontologische Antwort auf diese Frage neuerlich als eine dialektische Differenz. Das Postulat dieser Differenz als Synthese des Einzelgegenstandes und des Allprozesses bedarf allerdings der Einführung einer neuen ontologischen Entität, der Ockhamschen Warnung zum Trotz. Diese ontologische Entität ist dem Typ nach eine *Prozessfigur*, und zwar jene spezielle Prozessfigur, die den besagten Widerspruch von Einzelgegenstand und Allprozess synthetisieren soll. Ich bezeichne sie in meiner Theorie als „Universalbild“. Das Universalbild ist, ontologisch betrachtet, eine Vermittlungsinstanz zwischen den beiden Seiten des Widerspruchs von Einzelgegenstand und Allprozess. Der Begriff „Universalbild“ bezeichnet den ontologischen Ort, an dem sich Allprozess und Einzelgegenstand begegnen. Die Elemente des Universalbildes sind nicht die Einzelgegenstände selbst als materiale Einheiten. Vielmehr wird der Einzelgegenstand im Universalbild nur repräsentiert. Das Universalbild ist damit der ontologische Urtyp aller Stellvertretung oder allen Stehens-für-etwas-Anderes. Ihm kommt selbst keine Existenz zu. Eher könnte man das Universalbild als einen Aspekt der Weltstruktur, als einen Modus aller Gegenständlichkeit ähnlich ihrer Dimensionalität oder als eine Sphäre des Allprozesses betrachten, je nachdem, aus welcher theoretischen Perspektive man sich dem Begriff nähert.

Da die Elemente des Universalbildes nicht die Gegenstände der Welt sind, sondern Repräsentationen dieser Gegenstände, ist das Verhältnis dieser Gegenstände auch keine materielle Begegnung von Gegenständen, sondern ein Beziehungsgefüge. Der Begriff des Universalbildes beschreibt somit den Zusammenhang von Einzelgegenstand zu Einzelgegenstand, und diese wiederum zum Allprozess, als ein Beziehungsgefüge differenter Elemente. Diese Differenz ist folglich ebenfalls dreifach: von Gegenstand zu Gegenstand und von Gegenstand zu Allprozess.

Was zunächst recht künstlich und schwer vorstellbar klingen mag, erweist sich im weiteren Verlauf der Theoriekonstruktion als sehr nützlich und produktiv. Damit ist es nämlich möglich, ontologisch wichti-

gen Merkmalen der Welt einen theoretischen Platz zuzuordnen, der bislang fehlte und deshalb nichts als Rätsel hervorrief.

Eine weitere und sehr alte Frage klassischer Ontologien ist jene nach dem offenkundigen Unterschied verschiedener Gegenstandsarten und ihrem Zusammenhang. Hier tendieren alle Substanzontologien seit jeher dazu, das gegenständliche Inventar auf die Summe der physischen Gegenstände oberhalb einer gewissen Festigkeit und Formstabilität zu beschränken. Durch diese Tendenz werden notorisch sehr viele Gegenstandsarten aus solchen Ontologien physikalisch reduziert bzw. ganz ausgesperrt. Beispielsweise tun sich viele Naturwissenschaftler im unbewussten Gefolge solcher reduktiver Ansätze schwer, die gegenständliche Selbständigkeit des Lebendigen gegenüber der anorganischen Materie anzuerkennen, oder sie können nicht den fundamentalen Unterschied in der Existenzweise eines Elektrons von jener eines makroskopischen Gegenstandes unterscheiden. Vollkommen undurchschaubar wird für die – meist unbewussten – Anhänger solcher Ontologien das Wesen abstrakter Gegenstände, also beispielsweise dessen, was die Bedeutung von Begriffen und Zahlen ausmacht.

Dieser Schwierigkeit kann man in einer prozessbasierten Ontologie wiederum relativ einfach begegnen. Wenn gegenständliche Existenz selbst ein sich Entwickelndes ist, dann ist es grundsätzlich kein unüberwindliches Rätsel mehr zu behaupten, es gebe eine Entwicklungslinie von den primitivsten physischen Gegenständen bis hin zu abstrakten Existenz. Man muss lediglich den behaupteten Entwicklungszusammenhang beschreiben.

Diesem kann ich in seinen Einzelheiten mangels Zeit hier nicht referieren. Wohl aber möchte ich auf einige wichtige theoretische Prämissen hinweisen, die erfüllt sein müssen, um überhaupt irgendeinen Entwicklungszusammenhang behaupten zu können. Dies betrifft erstens das Verhältnis unterschiedlicher Existenzebenen zueinander, und zweitens den Begriff des Neuen als Bezeichnung dessen, was eine Existenzebene, die auf einer anderen aufbaut, überhaupt von dieser unterscheidet.

Zunächst zum allgemeinen Verhältnis verschiedener Existenzebenen zueinander. Wenn aus einer Existenzebene, z.B. der makrophysikalischen (die in meiner Theorie „komplexe Gegenständlichkeit“ heißt) jene der lebendigen Existenz hervorgeht, so beruht dieses Entwicklungsverhältnis auf der Entstehung neuer, spezifischer Differenzen innerhalb des Existierenden, die zur jeweils vorangehenden Ebene hinzutreten und diese damit zur höheren oder nachfolgenden Existenzebene qualifizieren. Das Verhältnis zweier solcher Ebenen bezeichne ich als eines der Trägerschaft. Dies lässt sich am Beispiel des Verhältnisses von lebendiger und anorganischer Existenz gut illustrieren. Offenkundig bedarf ein Lebewesen einer gewissen anorganischen Grundlage, um auf dieser als Lebewesen bestehen zu können. Andererseits ist es offenkundig falsch, z.B. einen Menschen nur auf seine chemischen Bestandteile zu reduzieren. Die Trägerschaft des Anorganischen ist gleichwohl eine unüberwindliche Voraussetzung für die Existenz von Leben.

Die Lebendigkeit eines Lebewesens richtet sich offenkundig nach Regeln, die sich aus seiner anorganischen Beschaffenheit allein heraus nicht beschreiben lassen. Oder besser gesagt: Diese Regeln

gibt es auf der anorganischen Ebene noch überhaupt nicht. Damit kommen wir zu einem weiteren, sehr wichtigen Begriff einer, wie ich meine, jeden Prozessontologie, nämlich jenem der Regularität bzw. der Gesetzmäßigkeit von Verläufen. Ohne mich hier auf die ausgedehnte metaphysische Diskussion einlassen zu können, die vor allem im angloamerikanischen Kulturraum hierüber in den vergangenen Jahrzehnten geführt wurde, scheint es mir doch sinnvoll, den relativ anspruchslosesten Regularitätsbegriff zu verwenden, der für eine Erklärung von Zusammenhängen im Rahmen einer Prozessontologie taugt. Ein solcher Regularitätsbegriff besagt nicht mehr, als dass die Regularität von Prozessverläufen grundsätzlich die Einschränkung von Beliebigkeit ist. Wo nicht mehr alles möglich ist, beginnt demzufolge bereits die Regularität. Nicht notwendig ist dagegen die Behauptung selbständiger metaphysischer Entitäten namens „Naturgesetze“, wie sie beispielsweise von dem australischen Philosophen David Malet Armstrong vehement vertreten wird. Eine solche Behauptung wirft sehr viele Anschlussfragen auf, die vermeidbar sind. Insbesondere sparen wir uns die schwierige Erklärung der Existenzweise von Naturgesetzen, wenn wir es vermeiden, ihre Existenz zu behaupten.

Wenn wir die Prozessregularität von Gegenständen einer bestimmten Existenzebene zum Teil als strukturelle Eigenschaft ihrer Existenzebene, und zu einem geringeren Teil als Merkmal des spezifischen Gegenstandes auffassen, eröffnet uns dies die Möglichkeit, die Entstehung neuer Existenzebenen als die Fortentwicklung der Gesamtheit der Prozessbedingungen zu formulieren, unter der der Weltverlauf auf der jeweils vorangehenden Existenzebene vor sich ging. Damit wird die Bestimmung des Neuen einer neuen Existenzebene zu einer zunächst quantitativen Aussage: Die jeweils höhere Existenzebene, z.B. jene des Lebendigen gegenüber dem Anorganischen, zeichnet sich durch eine komplexeres Prozessbedingungsgefüge aus als diejenige, die ihr vorangeht bzw. die sie trägt. Mit „höher“ oder „tiefer“ ist hier allerdings keinerlei Wertung verbunden, ja nicht einmal eine Aussage über die Mächtigkeit von Bedingungsstrukturen. Eines ist allerdings offensichtlich: Der Begriff der Trägerschaft, also die ontologische Behauptung, dass eine Existenzebene gegeben sein muss, um eine darauf aufbauende weitere Ebene zu ermöglichen, impliziert eine weitgehende, wenn auch nicht absolute Hierarchie der Regeldominanz. Die Regeln der anorganischen Physis sind für uns als Menschen wesentlich „härter“, d.h. unbeugbarer, als jene unserer spezifischen Lebendigkeit. Oxydationsprozesse im lebendigen Stoffwechsel sind für uns als Prozessstyp unverfügbar, d.h. wir müssen sie als chemisch grundlegenden Vorgang schlicht akzeptieren und können ihn nicht an sich selbst verändern. Zwar können wir Antioxydantien zu uns nehmen, die solche chemischen Reaktionen vermindern helfen. Damit ist auf der Ebene chemischer Regularitäten jedoch nichts verändert worden, unter Umständen aber sehr viel auf der Ebene eines lebendigen Individuums.

Dieses Trägerschaftsverhältnis spielt sich nun keineswegs nur zwischen bestimmten, aufeinanderfolgenden Existenzebenen ab, sondern beschreibt grundsätzlich das Verhältnis überhaupt verschiedener Existenzebenen. Betrachten wir beispielsweise den Entwicklungssprung vom mikrophysikalischen Teilchen zum makrophysikalischen Gegenstand, so finden wir dort ebenfalls eine Reihe von Neuerungen, die sich nicht aus dem jeweils Vorangehenden erklären lassen. Beispielsweise ist es dort die Art und Weise der Regularität selbst, die sich verändert. Während auf quantenphysikalischer Ebene lediglich eine statistische Prozesswahrscheinlichkeit gilt, die aber bei einer großen Masse von Fällen prak-

tisch in eine Prozessgewissheit umschlägt – Beispiel: Halbwertszeit beim Zerfall radioaktiver Substanzen – ist es auf makrophysikalischer Ebene immer die Einzelfallgewissheit, die wir in bestimmten Prozessverläufen konstatieren, dafür um den Preis einer idealisierten Abstraktion der jeweiligen Regularität, die wieder auf andere Weise an ihrer Gesetzmäßigkeit zweifeln lässt. Im Ergebnis geht der Begriff des Naturgesetzes deshalb in der Physik auf beiden Seiten verloren und wird ersetzt durch den Begriff der Vorhersagewahrscheinlichkeit.

Existenzebenen stehen also in einem Verhältnis der Trägerschaft zueinander, was eine gewisse Dominanz der jeweils vorangehenden Ebene über die Folgebene mit sich bringt. Andererseits eröffnen neue Existenzebenen auch gänzlich neue Möglichkeitsräume. Die Zunahme der Bedingtheiten mit aufsteigender Existenzhöhe ist also keineswegs nur eine Verkomplizierung der Verhältnisse, sondern auch die Eröffnung von genuin Neuem. Beispielsweise gibt es auf der Ebene lebendiger Existenz noch kein Buch, sondern lediglich materiale Träger von etwas, was entsprechend geeignete Lebewesen z.B. in psychische Erregung versetzen kann. Der Begriff des Buchs bezieht sich aber auf den symbolischen Gehalt dessen, was Papier und Druckfarbe zum Ausdruck bringen. Dies setzt die abstrakte Existenz von Begriffen voraus, also jene Existenz, die sich nach meiner Überzeugung an die lebendige anschließt und damit über sie hinausgeht.

Die Ebene abstrakter Existenz ist insofern eine besondere, als sie uns als lebendige Einzelwesen übersteigt. Ich beschreibe in meiner Theorie die Ebene abstrakter Existenz als etwas, was zwar auf der Ebene lebendiger Wesen, konkret: kognitiv begabter Lebewesen, aufbaut, allerdings nicht auf einzelnen von ihnen, sondern auf von mir so genannten ‚kommunikativen Kollektiven‘. Abstrakte Gegenstände bedürfen, da schließe ich mich in gewisser Weise Wittgenstein an, notwendig einer Mehrheit kognitiv begabter Lebewesen. Auch hier reicht nicht die Zeit, um die Einzelheiten der ontologischen Entstehung abstrakter Gegenständlichkeit im Detail erklären zu können. Ich will lediglich andeuten, dass auch hier durchaus eine Brücke der Trägerschaft vom Individuum zum Abstrakten geschlagen werden kann, und zwar mittels Einbindung und Analyse kollektiver Kommunikationsphänomene.

Ich möchte nun noch einen weiteren, sehr wichtigen Teil der gesamten Theorie beschreiben, der stark an die zeitgenössische Naturwissenschaft anschließt. Dies betrifft die bereits angedeutete Entwicklung der Dimensionen parallel zur Entwicklung aller Existenz.

Allein der Gedanke einer Entwicklung der Dimensionalität ist der Physik zwar nicht grundsätzlich fremd, aber doch auch nicht gerade geläufig. Hinzu kommt, dass die erste Dimension in der hier vorgestellten Prozessontologie weder etwas mit Raum, noch mit Zeit zu tun hat. Die erste Dimension des Prozessuniversums ist vielmehr der Vorgänger dieser beiden Dimensionen und heißt hier ‚Dimension der Komplexität‘. Die Dimension der Komplexität bezeichnet nichts weiter als das reine Aufspannen einer Mannigfaltigkeit. In dem Umfang, wie sich diese Mannigfaltigkeit als Wirklichkeit manifestiert, wird aus ihr eine *ontologische Struktur*. Diese hat notwendig noch einen vollkommen vorgegenständlichen Charakter. Sie legt aber den Keim für ihre eigene Aufspaltung und liefert damit ein weiteres und

wichtiges Beispiel innerhalb der hier vorgestellten Theorie für die Fortsetzung der ursprünglichen Aufstörung der Pandynamis in allen ihr nachfolgenden Theoriebereichen.

Die Behauptung einer Entwicklung der Dimensionalität der Welt eröffnet Lösungsmöglichkeiten für Fragen, die die philosophische Behandlung von Zeit und Raum von allem Anfang des systematischen Denkens an beschäftigen. Auch hier müssen wir allerdings zu den Fundamenten bisheriger Konzeptionen von Raum und Zeit hinuntersteigen, um nach besseren Alternativen suchen zu können.

Am Anfang der in der hier vorgestellten Prozessontologie behaupteten Entwicklung der Dimensionen steht eine erste Aufspaltung der vollkommen abstrakten Dimension der Komplexität in zwei verschiedene Erstreckungen, wo vorher nur eine einzige war, nämlich nunmehr jene der Dauer und jene der Ausdehnung. Die beiden Seiten dieser Differenz sind zugleich der Keim der vollkommen unterschiedlichen Entwicklung von Zeit und Raum. Mit der Entwicklung einzelner Gegenstände, zunächst als primitive, dann als komplexe Existenz, kommt zu der initialen Differenz jene des Abstandes dieser Einzelgegenstände voneinander hinzu. Dauer und Ausdehnung differenzieren sich in diesem Schritt in eine gegenstandsinterne und eine gegenstandsexterne Variante. Dies wiederum ermöglicht auf der nächsten Entwicklungsstufe das Aufspannen eines Netzes aus relativen Lagepositionen einzelner Gegenstände zueinander, und zwar sowohl räumlicher und zeitlicher Lagepunkte. Die gesamte Konzeption zeichnet sich bereits oberflächlich dadurch aus, dass Raum und Zeit als jeweils einheitliche Entwicklungsstränge betrachtet werden. Das bedeutet, dass die sog. „drei Dimensionen“ des Raumes als Fortentwicklungen der einen Hauptdimension, d.h. als sog. ‚Subdimensionen‘ des Raumes betrachtet werden. Analoges gilt für die Zeit. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sind Subdimensionen der Zeit.

Über diese konzeptionellen Gemeinsamkeiten hinaus nehmen Zeit und Raum jedoch einen vollkommen verschiedenen Entwicklungsgang. Die Anwendung des prozessontologischen Werkzeugs führt hier besonders bei der Entwicklung der Zeit, aber auch im Zusammenspiel von Raum und Zeit unter den Prämissen der Einstein'schen Allgemeinen Relativitätstheorie zu interessanten Erklärungsmodellen.

Ich werde mich nachfolgend auf meine Konzeption der Zeit beschränken. Auch hier gilt: Die Prozeduralität aller Gegebenheiten ist auch Ausgangspunkt der zeitlichen Entwicklung der Weltstruktur. Es ist dies der Gedanke der Entwicklung der Dimensionen parallel zu jener der Existenz. Dieses Paradigma führt zu dem Postulat, dass der Ausgangspunkt des Zeitlichen jener absolute Prozesspunkt ist, den wir auf wesentlich späterer und höherer Ebene als das Jetzt des unmittelbaren Geschehens begreifen. Dies bedeutet jedoch, dass die Konzeption der lebendig entfalteten Zeit keineswegs im klassischen Sinne eine Begegnung von Vergangenheit und Zukunft an der ausdehnungslosen Grenze des jeweils gegenwärtigen Moments sind. Der hier vorgestellte Entwurf widerspricht auch der von McTaggart vor ziemlich genau 100 Jahren erneut popularisierten Vorstellung, die Zeit ließe sich auf einer Skala ähnlich einem Meterband abbilden und sei darüber hinaus etwas gänzlich Irreales. Nicht nur heißt das berühmte Buch von McTaggart aus dem Jahre 1908 *The Unreality Of Time* und ist somit bereits Pro-

gramm, sondern auch sein noch deutlich berühmterer Zeitgenosse Albert Einstein war, wie er im Schriftwechsel mit seinem alten Freund Michel Bessot dokumentiert, der festen Auffassung, das Fließen oder Vergehen Zeit sei eine menschliche Illusion. Einstein war stattdessen der Auffassung, bei dem von uns eingebildeten zeitlichen Verlauf handele es sich letztlich um statische Merkmale des Kosmos, die prozesslogisch invariant seien.

Dem widerspricht nicht nur die denkbar fundamentalste Lebenserfahrung, sondern auch jede naturwissenschaftlich-experimentelle Praxis, die nach wie vor die Basis und letzte Rechtfertigung aller physikalischen Theoreme ist. Jede Erfahrung, mithin auch jedes physikalische Experiment setzt das zeitliche Nacheinander der Ereignisse sowie deren Unumkehrbarkeit voraus, und es setzt darüber hinaus auch alternative Verlaufs- und Erkenntnismöglichkeiten voraus. Jede Regularität makroskopischer Ereignisse ist eine idealisierte Abstraktion ausgehend von im Detail sehr unterschiedlichen Vorgängen. All dies lässt sich in einem statischen Universum nicht darstellen.

Die in dem hier vorgestellten Modell entwickelte Auffassung der Entwicklung von Raum und Zeit steht in keinerlei Widerspruch zu den modernen Theoremen der Dimensionalität unseres Universums. Im Gegenteil, sind könnte sogar Argumente beisteuern, diejenigen Widersprüche und Fragen zu klären, die diese Theoreme aufwerfen. Die wichtigste dieser Fragen betrifft die Natur des Jetzt, also jenes Ursprunges oder absoluten Prozesspunktes, von dem aus dieser Theorie zufolge alle Zeitlichkeit zu entwickeln und zu verstehen ist. Die Bedeutung dieses Jetzt wird in weiten Bereich der modernen Physik schlicht ignoriert, teilweise sogar geleugnet. Dazu besteht auch aus der Perspektive der Physik selbst jedoch keinerlei Veranlassung. Die Physiker des 20. Jahrhunderts, besonders die neuen Kosmologen im Gefolge von Albert Einstein, sahen sich zu einer solchen Ausblendung des Jetzt offenbar vor allem aus einem Mangel eines Erklärungsmodells für die Struktur der Zeit veranlasst, insoweit sie über die mathematischen Zusammenhänge von Raum, Zeit und Masse hinausgehen. Dies, also vor allem das Wesen und die Struktur von Zukunft und Vergangenheit im Verhältnis zur Gegenwart, sind nämlich Teile der dimensionalen Struktur unseres Universums, die die Allgemeine Relativitätstheorie vollkommen außer Acht lässt. Vergangenheit und Zukunft sind dort nur statische, mathematisch-logisch verknüpfte Bezugspunkte physikalischer Ereignisse, deren Einteilung in zukünftige und vergangene Ereignispunkte angeblich überflüssig oder sogar unsinnig sei. Daran ist solange nichts zu beanstanden, wie diese Theorie nicht beansprucht, bereits eine *vollständige* Beschreibung der dimensional Struktur des Universums zu liefern. Genau diese im Grunde unnötige Vollständigkeitsbehauptung erhob jedoch Einstein, und seine Nachfolger hatten bis auf den heutigen Tag keine weiterführende Idee, wie man diesem offensichtlichen Mangel abhelfen könnte.

In der hier vorgestellten Prozessontologie versuche ich dieser Erklärungslücke dadurch abzuhelpen, dass ich zunächst die Entstehungsreihenfolge quasi auf den Kopf stelle. Am Anfang, d.h. bereits an der Wurzel aller Zeitlichkeit, postuliere ich den reinen Prozesspunkt als Ausgangspunkt aller weiteren dimensional Entwicklung. Infolge eines Differenzierungsprozesses, den ich hier nicht im Detail ausführen kann, kommt es über die Entstehung der reinen zeitlichen Dauer und der zeitlichen Abstände von Prozessen aber erst auf der Ebene lebendiger Wesen zur Ausbildung von Vergangenheit, und

sogar erst auf der Entwicklungsstufe kognitiv begabter Lebewesen, die zur Erzeugung von Zielstrukturen in der Lage sind, zur Entwicklung von Zukunft.

In einem solchen theoretischen Szenario verkümmern Vergangenheit und Zukunft keineswegs zu pseudoontologischen, d.h. supervenienten Phänomenen. Alle Existenzebenen sind in dem hier entwickelten Modell ontologisch gleichermaßen gültig. Darüberhinaus habe ich auch Modellsituationen skizziert, wie es in bestimmtem Umfange zu einer widerspruchsfreien Rückwirkung höherer Existenzebenen auf die Welt der ihr vorangehenden Existenzebenen kommen kann. Schon deshalb ist die Ausprägung von Vergangenheit und Zukunft auf der Ebene des Lebendigen bzw. der kognitiv begabten Lebewesen also auch für die ihr vorangehende Ebene der reinen Physis von hoher Bedeutung.

Andererseits konzidiert dieses Modell der physikalischen Kosmologie durchaus ihre interne Richtigkeit, solange sie nicht beansprucht, auch diejenigen Existenzebenen erklären zu wollen, die über den Geltungsbereich physikalischer Theorien hinausgehen. Auch diese Aussage klingt alles andere als sensationell, ist aber ebenfalls keinesfalls als schlichte Parteinahme für die reine Phänomenologie zu verstehen. Denn das hierarchische Schichtenmodell aller Existenz ist die eigentliche Grundlage der gesamten Theorie, und dieses Modell überformt sowohl den Ansatz der physikalischen, als auch der phänomenologischen Reduktionisten.

Die Zeit ist der hier vorstellten Theorie zufolge also ebenfalls ein sich Entwickelndes und somit auf der Ebene subatomarer Teilchen etwas anderes und Primitiveres als beispielsweise auf der Ebene lebendiger Existenz. Erst auf dieser letzten Ebene kommt es zur Entfaltung von Vergangenheit und Zukunft, wobei Vergangenheit, soweit ich sehe, zu denen fundamentalen Merkmalen aller Lebewesen gehört, während die Zukunft als antizipative Zielstruktur hochentwickelter Lebewesen erst beim Menschen ihre volle Entfaltung erfährt. Aber auch die Gegenwart ist nicht der unmittelbare Nachfolger des vorlebendigen Jetzt, also der Unmittelbarkeit des Prozessvollzuges an sich selbst, sondern ist eine unscharf nach den Seiten ihrer benachbarten zeitlichen Subdimensionen hin abgegrenzte Zeitspanne, die die Vermittlung des unmittelbar Geschehenden zur Vergangenheit und Zukunft hin leistet. Damit widerspreche ich, wie gesagt, insbesondere der Vorstellung, das Vergehen der Zeit verhalte sich wie ein Messpunkt auf einer Skala, der ständig von der Vergangenheit in die Zukunft ‚rutscht‘ und somit Vergangenheit hinter sich wie einen Kondensstreifen produziert, indem er den Zukunftsvorrat vor sich unaufhaltsam verschlingt. In diesem Bild von der Zeit hat der besagte Messpunkt selbst überhaupt keine zeitliche Ausdehnung, sondern fungiert lediglich einerseits als Grenze zwischen Zukunft und Vergangenheit und andererseits als ein rätselhafter Operator, der Zukunft in Vergangenheit verwandelt.

Ich meine dagegen, dass sowohl die Gegenwart, als auch die Vergangenheit und die Zukunft ständig und ununterbrochen ein Entfaltungsprodukt der reinen Prozessaktualität sind. Demnach gibt es keine der drei Subdimensionen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ohne dieses Jetzt. Es ist Zentrum und Ausgangspunkt aller weiteren zeitlichen Entwicklung. Somit ‚rutscht‘ auch kein Gegenwartszeiger

wie ein linearer Uhrzeiger ständig in die Zukunft, sondern beide entspringen mitsamt der sie vermittelnden Gegenwart ständig aus dem vorgängigen, reinen Prozess.

Der neue Möglichkeitsraum, der durch die Bildung von Vergangenheit eröffnet wird, besteht wiederum in der Möglichkeit identischer Reaktualisierung bereits abgelaufener Prozesse. Am deutlichsten wird dies am Beispiel des genetischen Reproduktionscodes, der nach meiner Auffassung die älteste und folglich noch ‚hardwarenaheste‘ Form von Vergangenheit ist, die alle lebendige Existenz hervorgebracht hat. Die neuerliche Aktualisierung bereits abgelaufener Prozesse erzeugt wiederum eine vollkommen neue Form der Prozessidentität. Während nämlich vor der Entstehung von Vergangenheit nur eine komparative Identität der Form ‚Prozess a = Prozess b ‘ möglich war, weil sich alle Prozesse immer gleichzeitig abspielten, erzeugt die Reaktualisierung bereits abgelaufener Prozesse in einer Zeitstruktur mit Vergangenheit eine einstellige Identitätsrelation, die lediglich über den Zeitpunkt ihres Auftretens unterschieden werden kann. Demnach ist es beispielsweise richtig zu sagen, das Verhalten der Person a sei zu verschiedenen Zeitpunkten immer genau dasselbe, nur dass es eben zu verschiedenen Zeitpunkten auftritt. Für die Wiederholung von Prozessen auf den vorlebendigen Existenzebenen, z.B. von identischem Verhalten unterschiedlicher subatomarer Partikel, gilt dies jedoch *nicht* im gleichen Sinne: Das gleichartige Verhalten verschiedener Elektronen beruht nicht auf der Reaktualisierung von Vergangenheit, sondern auf der Regularität des Prozessuniversums selbst, d.h. auf Restriktionen des jeweiligen Möglichkeitsraums. Ein Elektron *kann* sich gar nicht anders bewegen, als es dies tatsächlich tut. Es aktualisiert keine Vorinstanz seiner eigenen Prozessstruktur, sondern ist das fast vollständig determinierte und rein aktuelle Produkt einer bestimmten Prozessebene, die seine Existenz nur unter dieser Bedingung überhaupt zulässt. Die zeitliche Entfaltung der Welt in Gestalt dreier Subdimensionen ist somit die dreifache Entfaltung des vorlebendigen Möglichkeitsraumes: Das Auftauchen von Vergangenheit und Zukunft erweitert auf drastische Weise die Verlaufsalternativen lebendiger gegenüber vorlebendiger Existenz. Damit wird aus dem vorlebendigen Prozess das lebendige Ereignis, und der reine Prozess verwandelt sich in lebendige Erfahrung einerseits bzw. zur Erwartungen und Intentionen andererseits. –

Die Zeit meines Vortrags ist leider knapp, weshalb ich noch kurz jene Existenzebene vorstellen möchte, die sogar noch über jene der Lebewesen hinaus reicht. Dies ist die abstrakte Existenz.

Abstrakte Existenz zu behaupten ist bereits ein Wagnis, da nicht nur der mittelalterliche Nominalismus auch heute noch viele Anhänger hat, sondern auch einige prominente Versuche der Wirklichkeitsbehauptung des Abstrakten mindestens sehr unglaubwürdig, wenn nicht gar komplett gescheitert sind. Letzteres betrifft vor allem alle Spielarten des Platonismus. Hierauf kann ich hier nur anmerken, dass mein Postulat der abstrakten Existenz keinerlei Bezug zur platonischen Ideenlehre hat.

Wer die Existenz abstrakter Gegenstände behauptet, steht vor vielen Problemen. Diese auf sich zu nehmen entschloss ich mich, weil mit die umgekehrte Perspektive, also die nominalistische oder epi-phenomenalistische Behauptung, Begriffe und Universalien etc. seien nur superveniente Phänomene anderer Existenz, noch aussichtsloser erschien. Die Schwierigkeiten der Behauptung abstrakter

Existenz beginnen bereits mit der Frage nach der Identität abstrakter Gegenstände und reichen bis zur notwendigen Darstellung ihrer dimensional-Verfassung. Den Antworten auf beide Fragenkomplexe versuche ich dadurch ein Fundament zu geben, dass ich zunächst – auf gut entwicklungsorientierte Manier und mit einem Seitenblick auf die Paradigmen der zeitgenössischen Semiotik – darstelle, wie abstrakte Gegenstände überhaupt entstehen. Offenkundig entstehen sie nämlich nicht als Leistung eines einzelnen, kognitiv begabten Lebewesens, sondern sind ein Produkt kommunikativer Kollektive. Wenn Individuen sich zu kommunikativen Kollektiven zusammenschließen, sind sie zur Hervorbringung einer Trägersphäre imstande, die sich in der Regel von dem sie tragenden Kollektiv bald emanzipiert und ein Eigenleben entfaltet. Folglich ist die Erzeugung abstrakter Gegenstände, weil sie von einem Kollektiv getragen wird, dem Einzelnen und auch dem Kollektiv selbst nur sehr bedingt verfügbar. Diese Verselbständigung der Keimschicht des Abstrakten, also der kommunikativen Sphäre eines Kollektivs, ist die wichtigste Voraussetzung zur Erzeugung des Abstrakten als selbständige Existenzebene.

Damit eröffnen sich jedoch neue Fragen. Abstrakta wie z.B. Begriffe oder Zeichen führen oberflächlich betrachtet entweder eine zeitlich diskontinuierliche Existenz, oder aber man muss zwischen zwei Zuständen der Existenz solcher Gegenstände unterscheiden, also einer Art Ruhezustand gegenüber einem aktiven Zustand. Dies hat z.B. für den Begriff ‚Freiheit‘ zur Folge, dass er seit seiner Entstehung auch dann noch gegeben ist, wenn gerade niemand auf der Welt von Freiheit redet oder sich sonst wie aktiv auf diesen Begriff bezieht. Ich habe mich für diese letzte Option der geteilten Existenzmodi entschieden und diese theoretisch zu fundieren versucht. Daraus folgt das Postulat, dass ein abstrakter Gegenstand eben auch dann noch existiert, wenn er nicht aktiv verwendet wird. Diesen Zustand bezeichne ich als ‚Latenz‘ des Abstrakten. Ihm steht als dichotome Ergänzung jener der ‚Instanz‘ gegenüber. Die Instanz eines abstrakten Gegenstandes ist folglich die prozessaktuelle Erzeugung oder der nachträgliche, neuerliche Aufruf eines abstrakten Gegenstandes. Der Ausdruck ‚Aufruf‘ bedeutet hier, dass der instantiierte abstrakte Gegenstand in den Existenzmodus der Wechselwirkung mit anderen abstrakten Gegenständen und auch Gegenständen anderer Existenzebenen erhoben wird. Das instantiierte Abstraktum ist also wirksam existent, während das latente Abstraktum nur ‚nackt‘, d.h. unwirksam existiert.

Eine ganz andere Frage, die ansonsten eher in den Kernbereich der Semiotik oder der Semantik fällt, ist diejenige nach der Identität abstrakter Gegenstände. Praktisch niemand bestreitet heute mehr, dass z.B. die meisten Begriffe der Umgangssprache einen kaum erschöpfend bestimm- baren Inhalt, und auch keine auch nur annähernd fixierbare Abgrenzung zu anderen Begriffen haben. Wie kann man unter diesen Umständen überhaupt von begrifflicher Identität zu sprechen wagen? Die zeitgenössischen europäischen PhilosophInnen vor allem französischer und polnischer Provenienz versuchen dieser schwierigen Frage eher auf sozialem- empirischen oder psychologischen Schleichwegen aus dem Wege zu gehen. Jedem ontologischen Erklärungsversuch dürften solche TheoretikerInnen sehr skeptisch begegnen. Doch auch hier gilt, was ich schon eingangs zur Notwendigkeit der Ontologie insgesamt sagte: Wer, auch hier, keine offene ontologische Position bezieht, vertritt dennoch eine.

Dann sollte man besser gleich aufzuklären versuchen, auf welchen ontologischen Fundamenten die Identität abstrakter Gegenstände überhaupt aufbauen kann.

Tatsächlich ist die ontologische Fundierung abstrakter Identität weniger kompliziert, als es nach dieser Vorrede zu erwarten wäre. Wieder ist es das kommunikative Kollektiv, das hier Abhilfe schafft. Denn die Unschärfe der Bedeutung oder des Gebrauchs, mithin der Identität abstrakter Gegenstände besteht nur auf der Ebene individueller Verwendung. Mit zunehmender Häufigkeit der Verwendung zeichnet sich hier ein ähnliches Bild wie beim zufälligen Zerfall einzelner radioaktiver Partikel und der genauen Halbwertszeit beim Zerfall vieler von ihnen ab: Die einzelne Instantiierung abstrakter Gegenstände kann inhaltlich hoch ungewisse Bedeutung haben, ihre kollektive Verwendung keineswegs. Dies bindet die einzelne Verwendung keineswegs, sich immer an diesen kollektiv mehr oder weniger scharfen Bedeutungskern zu halten. Gleichwohl wird das Problem z.B. der Begriffsidentität dadurch entschärft. Denn in den unwichtigen Fällen wird der von der kollektiv anerkannten Bedeutung abweichende Gebrauch eines abstrakten Gegenstandes schlichtweg ignoriert, und in den wichtigen Fällen wird er korrigiert. Auf diese Weise hält das kommunikative Kollektiv den Bedeutungshof abstrakter Gegenstände ungefähr so zusammen wie der Schäferhund die Schafherde. Damit wiederum verfügt das jeweilige kommunikative Kollektiv auch über selbstreferenzielle Bezugspunkte zur Abgrenzung ähnlicher abstrakter Gegenstände voneinander. Die Bedeutung eines abstrakten Gegenstandes verstehe ich im Rahmen dieser Theorie als die Gesamtheit seiner latenten und instantiierten Wirkungen. Dies bedeutet, dass die Bedeutung eines abstrakten Gegenstandes keineswegs statisch fixiert ist. Vielmehr ändert sie sich ständig entsprechend der abstrakten Umgebung seiner Instanzen. Ein Wort, das von einem Redner vor großem Publikum verwendet wird, hat folglich eine ganz andere Bedeutung als dasselbe Wort zwischen zwei privat kommunizierenden Partygästen. Dennoch ist die Bedeutung eines Wortes damit keineswegs der Beliebigkeit preisgegeben, genauso wenig wie mein Verhalten als Person sich zwar in unterschiedlichen Situationen erheblich unterscheiden kann, damit aber keineswegs den Möglichkeitshorizont meines Verhaltens ins Unendliche dehnt. Die Bedeutung eines abstrakten Gegenstandes ist somit ein zentrales Merkmal seiner Identität, sie ist damit jedoch keineswegs zur ewigen Erstarrung verdammt. Identität und Veränderung schließen einander auch auf der Ebene abstrakter Gegenstände nicht aus.

Mit diesen Worten möchte ich meine Skizze einer Prozessontologie beschließen. Abschließend möchte ich in kritischer Rückschau auf meinen eigenen Theorieentwurf, der hier nur sehr grob vorgetragen werden konnte, sagen, dass ich dabei keinen hermetischen Theorietyp aus begrifflichem Beton und Stahl im Kopf habe, der alles erklären soll und noch dazu auf genau diese und keine andere Weise. Solcherlei Allmächtsphantasien liegen mir völlig fern. Vielmehr geht es mit darum, grundsätzlich und trotz vieler Lücken und sicherlich nachweisbarer Mängel im Einzelnen den Nachweis zu führen, dass das fundamentale Postulat eines Primats des Werdens vor jenem der Substanz oder dem Sein überhaupt vertretbar ist. Eine solche Behauptung erhält ihre Glaubwürdigkeit, trotz aller intuitiven Plausibilität auf den ersten Blick, doch letztlich erst, wenn sie den großen Marsch durch die gesamten begrifflichen Institutionen der westlichen Philosophie nicht scheut, sondern sogar aufrecht sucht. Dann wird sie die Herausforderung am Ende auch bestehen, meine ich.

* * *